

Ozean

Er verstand es nicht.

Die Wirkung, die das Meer auf die Menschen hatte.

Sie fanden ihn wunderschön. Ihn langweilte es.

Eine endlose Monotonie, soweit das Auge reichte. Die oft genannte Freiheit, er konnte sie nicht entdecken.

Wie, fragte er sich immer, wenn er erneut jemanden darüber schwärmen hörte, streiften sie Fesseln und Zwänge ab, wenn sie hinaus blickten, auf diese Suppe?

Es war ja nicht einmal so, dass das Meer schön war; das strahlende Blau einer Lagune suchte man an dieser Steilküste vergebens.

Nein, das Meer hier war eine fauchende Katze, eine Gift und Gischt spuckende Bestie, die sich gegen die Felsen warf. Sie zeichnete das Gestein mit ihren langen Krallen, schuf Furche um Furche, zersetzte und vernichtete es. Sie würden verschwinden, irgendwann, die mächtigen Klippen mit ihren grünen Wiesen, den Blumen und Tieren, den sie eine Heimat waren.

Wie konnte man den Mörder einer Welt atemberaubend finden? Egal was das Meer tat, die Menschen würden ihm verzeihen. Einen Wirbelsturm verfluchte jeder, unter einer Hitzewelle stöhnte man auf.

Doch wenn das Wasser kam war es in Ordnung?

Nein, er verstand es nicht.

„Das liegt daran, dass du noch nie den Sonnenaufgang am Meer gesehen hast.“

Dies hatte seine Freundin gesagt und ihm versprochen, dass sie das einmal zusammen machen würden. Die Jahre waren ins Land gegangen und ihr Versprechen mit dem Knallen der Tür gebrochen worden.

Er hatte überlegt, damals, in der leeren Wohnung und als er mit der Stiefelspitze seine achtlos auf einen Haufen geworfene Kleidung auseinander geschoben hatte. Kurz nur, einen flüchtigen Moment war er versucht gewesen, zum Meer zu gehen und zu „sehen“.

Getan hatte er es nie.

Nur seine Sachen eingesammelt und sich eine Wohnung im Zentrum genommen. Dort roch er statt Salz Abgase und hörte statt dem Rauschen des Wassers das schrille Klingeln der Bahn, die ihn um den Schlaf brachten.

Er hielt Abstand zum Meer, doch es war hartnäckig. Es fand ihn immer wieder.

In Form von Postkarten, von Berichten und dem Lachen der Kinder mit ihren knallbunten Buddelzeug. Es lauerte ihm in Form einer Möwe auf seinem Balkon auf, oder wenn er die Tageskarte in seinem Café las, auf der seit diesem Donnerstag der Milchkaffee nach Art von Meeresschaum stand. Die dazu gereichten Kekse waren in der Form einer Welle.

Er hatte sie gesehen, geschnauft und war aufgestanden, ohne etwas zu bestellen.
Wenn er arbeitete, dann hatte er die Gardinen geschlossen und wenn er schlief leuchtete nicht einmal die Anzeige eines Weckers.

In seinen Träumen war er barfüßig und lief an einem Strand entlang. Er sah und hörte die Wellen nicht und er fühlte auch nicht den Sand. Er sah nur, wie seine Füße einsanken und Spuren hinterließen, die wenig später wieder verschwunden waren.

Wenn er aufwachte, waren seine Wangen nass und er leer.

Seine Nachbarn nannten ihn eigenbrötlerisch und seine Kollegen einen Griesgram.

Er selbst dachte nicht über sich nach. Dienstags, Donnerstags und manches Mal am Wochenende arbeitete er freiwillig an der Universität und half Studenten in der Bibliothek. So war er in Kontakt mit Austauschschülern gekommen und sie waren der Grund, weswegen er sein freies Zimmer als Gastfamilie angeboten hatte.

Ein Versuch die Stille zu tilgen, die jedes Mal wartete, wenn er am Abend die Tür aufschloss.

Tanrei Tsuyu aus Japan war der Name des Studenten, der im Sommer zu ihm kommen würde. Laut den Briefen – und er war maßlos überrascht gewesen, in den Zeiten von Email und WhatsApp einen richtigen Brief in den Händen zu halten – war Tyusu ruhig, zurückhaltend, klug und aufgeschlossen. Seine Worte war weder respektlos noch überschwänglich dankbar.

Seine Schrift war zierlich, kleine Bögen die akkurat auf den Zeilen des Briefpapiers standen. Er mochte Tsuyus Handschrift.

Und er mochte Tsuyu, als er in an einem späten Nachmittag vom Flughafen abholte. Sein Gegenüber hatte seine Umgebung mit Interesse aufgenommen, ihm aber die Führung überlassen. Er hatte ihm sein Zimmer gezeigt und mit ihm in dem kleinen Restaurant gegenüber seines Hauses zu Abend gegessen.

Sie entwickelten schnell Routine und Dynamik, teilten sich das Bad und den Haushalt. Sie feierten Weihnachten, Silvester und Frühlingsanfang und es war erschreckend, wie schnell er sich an Tsuyu gewöhnt hatte. Wie oft sein Blick zum Kalender ging, wie panisch er die Tage zu halten suchte, die ihm der jüngere Mann erhalten blieb.

Ob er mit ihm ans Meer fahren würde, fragte Tsuyu an einem Sonntagmorgen, an dem sie zusammen auf dem winzigen Balkon frühstückten. Es traf ihn wie ein Donnerschlag und erst im Nachhinein realisierte er, dass er mit einem Lächeln zugestimmt hatte.

Wann hatte er verlernt, nein zu sagen?

Er mochte das Meer nicht.

Er verstand es nicht.

Und er verstand die Menschen nicht, die das Meer liebten.

So dachte er nun einmal.

Trotzdem fuhr er mit Tsuyu an die Küste. Die Hälfte der Strecke verbrachten sie in dem angenehmen Schweigen, dass sie oft miteinander teilten, eine wortlose Kommunikation, die ihn an Zimtstangen, Orangen und warmen Tee erinnerte.

Sie nahmen sich ein Zimmer und in diesem blieb er, während Tsuyu zu den Klippen hinauf ging. Nach seiner Rückkehr hatte er nach Salz, Wind und dem Rauschen der Wellen gerochen. Ein Geruch, dem er sich Jahrzehnte verweigert hatte und nun erfüllte er den ganzen Raum.

In dieser Nacht konnte er das erste Mal die Wellen hören, als er träumte.

Er wachte im Morgengrauen auf und strich sich verwundert über das trockene Gesicht. Es war noch dunkel, aber die Fensterläden standen offen. Davor stand Tsuyu und zog sich an.

Er wollte ihn nicht wecken, sagte Tsuyu ihm, als er bemerkt hatte, dass er wach war. Was Tsuyu um diese Uhrzeit auf den Beinen machen, wollte er im Gegenzug wissen. Die Antwort war leicht zu erraten und in den Worten konnte er das Echo seiner Freundin hören. Tsuyu wollte den Sonnenaufgang sehen, etwas, dass er noch nie gemacht hatte und betonte das er ruhig weiter schlafen könne.

Er hob eine Hand und schüttelte den Kopf. Dann stand er auf, um sich anzuziehen. Gemeinsam waren sie zu den Klippen hinauf gegangen. Schweigend. Vertraut und freundschaftlich. Er hatte gelauscht, doch nichts vernommen.

Wie still es war. Wie unendlich still und ruhig. Die Welt, sie schlief tatsächlich – er erlebte er es zum allerersten Mal.

Kleine Steine rollten unter ihren Füßen davon, als sie die Klippen erreichten. Der Wind zupfte an ihrem Haar und ihrer Kleidung, verspielt und nur ganz leicht. Wie ein Kind, dass sich aus dem Bett gestohlen hatte, um ein Stück Schokolade aus der großen Schüssel aus geschliffenen Kristall zu stehlen.

Tsuyu war nah an den Rand getreten und er ihm gefolgt. Er setzte sich zu ihm und lauschte den Wellen, roch das Salz. Es war überwältigend schwindelerregend. Er konnte die Bewegung des Wassers ausmachen, dort weit unter ihnen, er konnte die Konturen von Furchen in den Felsen sehen. Das Gras, auf dem sie saßen war feucht von Morgentau und kalt unter den Fingerspitzen. Die Möwen, die er stets schreiend und krakelnd in Erinnerung hielt, er hatte nicht eine von ihnen vernommen.

Der Himmel, er wurde heller geworden, eine zarte Morgenröte, viel blasser und gleichzeitig schöner als auf jedem Bild, dass er gesehen hatte. Die Farben waren miteinander verschmolzen, zarte Töne von orange, rosa, gelb und blau – wie auf einem Aquarell.

Er hatte seinen Blick nicht abwenden können. Im Schneidersitz sitzend, mit den Händen die Knöchel gepackt hatte er beobachtet und gestaunt und gefühlt.

An seiner Seite hatte Tsuyu leise zu summen begonnen, dann hatte er die Stimme erhoben.

Fremde Wörter, in einer Sprache die er nicht kannte und trotzdem wusste er um ihre Bedeutung. Er stimmte summend mit ein, ohne Tsuyu dabei anzusehen und hörte das Lächeln in der Stimme des anderen Mannes gehört.

Und dann – dann war die Sonne aufgegangen und war mit ihren leuchtenden Fingern über sein Gesicht und über seinen fröstelnden Körper gewandert.

Es war der friedlichste Moment, den er jemals erlebt hatte.

Jetzt, endlich, verstand er es.

Erkannte, warum sie den Meer immer wieder vergaben.

Der Dank formte sich lautlos auf seinen Lippen.

Das Meer antwortete mit lauten Rauschen, denn der Wind frischte auf und kühlte seine heißen, nassen Wangen.